DEUTSCHBAUER / SPRING
7 WOCHEN IN KLAUSUR

Eine konkrete Intervention in
der Galerie Thaddaeus Ropac
Salzburg, 29.11.01 - 19.1.02

Dokumentationsbroschüre 13
George und Heinrich auf Reisen
auf Mallorca

Mimesismaschine.
Oder: Wiederholung als Sein des Werdens

Gerald Raunig

Die Wiederholung ist ein wesentlich kraftvolleres und weniger ermüdendes stilistisches Verfahren als die Antithese, und sie ist zugleich besser geeignet, ein Thema zu erneuern.

Gabriel Tarde, L'opposition universelle, Paris 1897

WochenKlausur repräsentiert das hegemoniale Modell interventionistischer Projektkunst in Österreich[1]. Die auf Mikropolitiken und auf die Veränderung von Organisationsformen und Produktionsapparaten[2] ausgerichteten ›konkreten Interventionen‹ von WochenKlausur[3] spalten dementsprechend auch die avancierteren KritikerInnen. Einerseits gilt die Gruppe weithin als kunstpolitisches Vorzeigemodell, auch mit dem dezidierten Metaprojekt der effizienten Erweiterung des Kunstbegriffs[4], andererseits wird ihr die unkritische Übernahme neoliberalen Vokabulariums und reformerischer Ideologie vorgeworfen[5].
Diese ambivalente Bewertung entsteht unter anderem auch aus einem unauflösbaren Widerspruch in Konzept und Praxis von WochenKlausur selbst. Mit Kriterien wie Effizienz, Flexibilität, Multidisziplinarität, Projektarbeit greift die Gruppe regelhaft Begrifflichkeiten aus der neoliberalen Systematik auf; Selbstdarstellungen (z.B. in abschliessenden Projektpräsentationen) vermitteln den slicken Charme von Werbeveranstaltungen; die notwendige Zügigkeit der konzeptuell auf eine geringe Anzahl von Wochen eingerichteten Projekte geht einher mit einem weitgehenden Verzicht auf Reflexion und Selbstkritik: alles in allem eine (Über-)Affirmation der Ideologie von Effizienz und Flexibilität, die den immanenten Erfolgsdruck und die damit einhergehende Widersprüchlichkeit sozialer Projekte im allgemeinen wie sozialer Projektkunst im speziellen verdeutlicht.
Während jedoch die soziale Verquickung von Humanität und Flexibilität politische Effekte in der Verbesserung Einzelner verpuffen läßt, werden Effizienz und Co. in den gelungenen Interventionen von WochenKlausur für die Herstellung und nachhaltige Veränderung von Organisationsformen instrumentalisiert. Es ist in diesem Fall daher nicht weiter von Bedeutung, was gesagt wird oder wie es präsentiert wird, solange nur Strukturen verändert und Modelle für eine Verbesserung von Produktionsapparaten geschaffen wurden.[6] Somit ist auch das Fehlen von Selbstkritik und korrekter Sprache gerade nicht als Fehler im System zu sehen, der durch Selbstreflexion zu beheben wäre, sondern geradezu als systematische Voraussetzung einer gedeihlichen Praxis der konkreten Intervention.

Und während der implizite Widerspruch so unauflösbar schon fast ein Jahrzehnt vor sich hin dichotomiert, kommt unverhofft Hilfe von außen: Weit davon entfernt, die emanzipatorischen Ansätze der Interventionskunst delegitimieren zu wollen, erschaffen Julius Deutschbauer und Gerhard Spring ein Modell der Dienstleistung, das sich zwar als radikal geschlossenes System inszeniert, zugleich aber das Komplement zum ›Original‹ darstellt.[7] Nachdem die beiden Postkabarettisten sich am Freundeskreis Morak in Staatsaktionen trainiert[8] und die unbedarft-arglose Kunstpraxis Rainer Ganahls[9] dekonstruiert haben[10], geht es nun nicht mehr darum, in der Nachahmung Kritik zu üben, sondern ein ausgelagertes Service für nachholende Reflexion zu bieten.

So wie Wochen-Klausur ihre Dienste anbieten zur mikropolitischen Veränderung von Formen, so geschieht es nun – wenn auch mit reichlich unterschiedlicher Methode – in der Reproduktion und Zuspitzung der WochenKlausur-Form durch Deutschbauer und Spring. In dieser Wiederholung steckt also weniger Fundamentalkritik oder gar Enteignung des Wiederholten, es steckt auch nicht nur eine mimetische Praxis zwischen Parodie und Pastiche im Sinne der liebevollen Einfühlung, sondern die Aneignung einer ganz konkreten Funktion im Kunstfeld.

Die einen hackeln, die anderen denken. WochenKlausur sind für das Gute zuständig, Deutschbauer/Spring für das Wahre, das alles verdeckt unter dem Mantel des Schönen.

Gerald Raunig, Mimesismaschine, Fortsetzung auf S. 11

George und Heinrich auf Reisen auf Mallorca

In den Räumen der Galerie Ropac, einer renommierten Galerie im Zentrum Salzburgs, arbeiten wir zum Thema ›Reisen‹. Die zur Verfügung gestellte Infrastruktur wurde dazu benutzt, die notwendigen Recherchen zum selbstgewählten Thema anzustellen, Kontakte zu allen involvierten Stellen zu knüpfen und in der Folge konkret formulierte Vorschläge in die Praxis umzusetzen. Als gravierendes Manko wurde nach intensiven Recherchen und Gesprächen erkannt, daß im Stadtraum Salzburg ein für jedermann verfügbarer Raum für öffentliche Film- und Diavorträge über Abenteuer und Urlaubsreisen fehlt. Im folgenden finden sie die Nachbearbeitung einer von 14 Veranstaltungen in der Galerie Ropac.

Julius Deutschbauer / Gerhard Spring, Wien 2001

GEORGE:
Mein lieber Freund, ich habe, von meinem eigensinnigen Lieblingsgedanken der Unabhängigkeit hingerissen, kein lebhafteres Vergnügen auf dieser Welt gekannt, als Meere und Berge, Seen und Täler zu durchqueren.

HEINRICH:
Ach, meine schönsten Reisen habe ich zu Hause am Kamin gemacht, die Füße in der warmen Asche.

GEORGE:
Ohne aus deinen Pantoffeln zu schlüpfen?

HEINRICH:
Und ohne anderen Schaden zu erleiden als Zigarrenbrandflecken am Futter meines Wamstes.

GEORGE:
Ich hatte Schweißausbrüche in den Tropen, eiskalte Füße auf den Schneeflächen des Nordpols, auf den Meeren erlitt ich fürchterliche Stürme, Raubüberfälle in Sizilien.

HEINRICH:
Ich muß dich um die tatsächlichen Weiten deiner körperlichen Bewegung mehr bemitleiden als beneiden.

GEORGE:
Mein lieber Freund, du könntest meinen Mißgeschicken auch einige Anwandlungen von Bewunderung abringen.

HEINRICH:
Ich könnte mir einige Stunden der Begeisterung für deine Abenteuerreisen abringen, zu Hause, aber nicht hier auf Mallorca, bei der üblen Gastlichkeit der Mallorquiner, ihren schlechten Manieren und ihrer Rücksichtslosigkeit gegenüber Fremden.

GEORGE:
Über ihre Gewinnsucht und über ihre der Zucht der Schweine gewidmete Fürsorglichkeit kann ich nur lachen. Doch lassen wir die Insulaner dieses schönen Landes in Frieden. Sie haben inzwischen Zeit gehabt, sich zu beruhigen.

HEINRICH:
Und wir haben Zeit gehabt, sie zu vergessen. Habe ich dir von Barcelona erzählt?

GEORGE:
Du hast mir nichts von Barcelona erzählt, obwohl du, ehe wir uns nach Mallorca einschifften, dort einige sehr ausgefüllte Tage verbracht hast.

HEINRICH:
Die Fahrt auf dem Seeweg von Port Vendres nach Barcelona ist bei schönem Wetter und auf einem guten Dampfer ein reizender Ausflug. In Barcelona milderte ein frischer Seewind die Sonnenstrahlung.

GEORGE:
Auf Mallorca erwartete uns sommerliche Hitze.

HEINRICH:
Mallorca liegt 25 Meilen südwestlich von Barcelona. In Barcelona begegneten mir die schönsten Truppen Spaniens.

GEORGE:
Auf Mallorca begegneten uns die schönsten Frauen Spaniens.

MALLORCA HAT Ölberge, und auch heute werden Ochse und Esel gebraucht. Wer durch das Land reist, begegnet oft einem Hirten, der zusammen mit seinem Hund eine Herde von Schafen und Ziegen führt und nach einer Weide sucht. In der Erntezeit kann man noch heute Bauern begegnen, die auf einer Dreschtenne arbeiten, die dem Wind ausgesetzt ist, und den Weizen worfeln, um ihn von der Spreu zu trennen. In einigen der südlichen Städte wachsen Dattelpalmen, und in Gärten und auf öffentlichen Plätzen findet man Orangen- und Zitronenbäume.

WENN DAS SCHWEIN ZUM VIELFRASS WIRD
Ein Schwein ist satt, wenn das Cholecystokinin meldet: ›Genug!‹ Bevor man sich bei dem Wort die Zunge verrenkt, kann man auch CCK sagen. Dabei handelt es sich um ein Hormon, das Schweine beim Fressen produzieren. Ist ihr Magen voll, signalisiert das CCK dem Gehirn: ›Schluß jetzt, Mahlzeit beendet!‹ Kühe, Schafe und andere Nutztiere würden fressen bis zum Umfallen; nicht so das vielgeschmähte Borstenvieh. Schweinehaltern ist das ein Hindernis beim Mästen ihrer ›Schützlinge‹ – und ihres Geldbeutels. Bei einer vom Landwirtschaftsministerium in Auftrag gegebenen Untersuchung entdeckte man, daß durch Injektion von Vakzinen das Hormon blockiert werden kann, wodurch das Schwein zum Vielfraß wird. In weniger als drei Monaten fraßen die so behandelten Schweine durchschnittlich 10 Kilogramm Getreide und Sojamehl mehr als ihre unbehandelten Stallgenossen, und ihre Gewichtszunahme lag um 5 Kilogramm höher.

LANDWIRTE BERICHTEN über eine steigende Rate der Geburtsfehler beim Vieh: ›Kälber ohne Kopf, ohne Beine, Rippen oder Augen; Schweine mit anormalem Schädel‹.

HEINRICH:
Für im Feld stehende Soldaten recht ansehnliche Männer.

GEORGE:
Die Frauen, schön, graziös und kokett, ausschließlich mit dem Spiel ihrer Fächer beschäftigt.

HEINRICH:
Du weißt, daß die Aufrührer in streunenden Banden das ganze Land durchziehen, die Straßen versperren, in die Städte und Dörfer einfallen und selbst in geringsten Behausungen brandschatzen. Sie treten aus jeder Felsenhöhle plötzlich hervor, um von Reisenden Geld oder Leben zu fordern.

GEORGE:
Die Männer, lachend, plaudernd, schielen zu den Damen und scheinen nicht zu ahnen, was sich da auf der anderen Seite ereignet.

HEINRICH:
Bürgerkrieg und Bandenraub.

GEORGE:
Die Vorsicht der Spanierinnen und das Mißtrauen der Insulaner gehen so weit, daß Touristen nicht einmal die harmlosesten Fragen stellen dürfen, ohne für politische Agenten gehalten zu werden.

HEINRICH:
Die Spanierinnen scheinen die Reisenden zu narren.

GEORGE:
Die Insulaner scheinen sie zu erwarten und aufzufordern. Zum Spiel oder zum Kampf, irgendein Kampfspiel vielleicht, doch mein Spanisch ist zu schlecht, um es herauszufinden.

KNORRIG, VERDREHT, KNOTIG UND SCHÖN
Der kultivierte Ölbaum hat üppiges Laub. Die langen, schmalen Blätter sind auf der Oberseite blaßgrün und auf der Unterseite graugrün. In den Ölhainen des südspanischen Andalusien erstrecken sich meilenweit Reihen gut instand gehaltener Bäume. Sobald eine Brise weht, entsteht durch die Zweifarbigkeit der Blätter ein hübscher Schimmereffekt.
Einige Ölbäume entwickeln eigenartige Formen. Der Stamm scheint sich zu verschlingen und zu verdrehen, wodurch er wie Ringer wirkt, die sich im Kampf umfassen, oder wie eine Schlange, die sich aus dem Nest windet. Natürlich dauert es Jahre, bis sich solche Formen herausbilden. Aber der Öl-baum hat ja Zeit.
Die einzigartige Bedeutung dieser Pflanze liegt vor allem in ihrer charakteristischen Beständigkeit, bringt sie doch unter den schwierigsten Bedingungen Früchte hervor.
Ein Baum kann 50 Jahre brauchen, bis er den vollen Ertrag liefert. Auf dem spanischen Festland sind viele Bäume über 400 Jahre alt. In Syrien, Palästina und Tunesien sind einige Baumstämme älter als 1 000 Jahre. Auch die spanische Insel Mallorca ist für jahrtausendealte Ölbäume mit mächtigem Umfang und grenzenlosem Formenreichtum bekannt. Je nach der Phantasie des Betrachters stellen die Baumstämme die verschiedensten Gebilde dar.
Nichts vom Ölbaum wird verschwendet. Die Blätter dienen als Tierfutter und die Wurzeln als Brennholz. Das Holz des Stammes, obwohl knotig und knorrig, läßt sich zu Gegenständen mit bernsteinfarbenem Aussehen und schöner Maserung verarbeiten. Das wichtigste Produkt ist natürlich die Olive, die den Menschen schon seit Jahrtausenden mit Öl versorgt.
Oliven kommen in den verschiedensten Größen vor (ein bis vier Zentimeter im Durchmesser), je nachdem, ob sie rund oder oval sind. Die Farben reichen von Grün über verschiedene Rottönungen bis Schwarz. Wieso die Unterschiede? Eigentlich sind die meisten Varietäten zuerst grün und nehmen dann eine Rottönung an, um schließlich in der Vollreife schwarz zu werden. Es hängt also davon ab, wann die Oliven gepflückt werden; und das entscheidet natürlich auch über Geschmack und Ölgehalt.
Um den bitteren Geschmack zu neutralisieren, werden die Oliven in eine verdünnte Alkalilösung (Lauge, Natriumhydroxyd) getaucht, bis zwei Drittel des Fruchtfleisches durchdrungen sind und die Umgebung des Kerns um des charakteristischen Beigeschmacks willen noch etwas bitter bleibt. Nachdem die Lauge teilweise abgetropft ist, beseitigt man den größten Teil der Rückstände, indem man die Oliven in ein Wasserbad legt, das während ein bis zwei Tagen mehrmals gewechselt wird. Hier in Spanien werden sie anschließend ein bis sechs Monate lang in 700-Liter-Fässern gelagert, die mit Salzwasser gefüllt sind. Das Endprodukt wird im Einzelhandel in verschlossenen Gläsern oder kleinen Plastikbeuteln verkauft. Größere Mengen für den Export und den Verkauf an Geschäfte, Bars, Hotels und Gasthäuser werden in Fässern und Metallcontainern aufbewahrt.

BIS VOR KURZEM waren die übergewichtigen Insulaner trotz ihrer Beleibtheit noch relativ gesund. Doch wie im *Wall Street Journal* berichtet wird, ›war ihr ungetrübtes Glück mit der Einfuhr von *junk food* [Schundnahrung] vorbei‹.

HEINRICH:
Die Mallorquiner sind noch scheue Wilde. Mallorca ist für die elegante Welt und die Künstler im großen und ganzen erst im vorigen Jahrhundert entdeckt worden.

GEORGE:
Wo nur malerische Schönheit zu entdecken ist, muß der wahre Christoph Kolumbus ein Maler sein.

HEINRICH:
Mallorca ist für die Maler einer der schönsten Landstriche der Erde.

GEORGE:
Mallorca ist das Dorado der Malerei. Alles ist hier pittoresk.

HEINRICH:
Maurisch. Von der Bauernhütte bis zum mit Lumpen behängten Insulaner. Die mallorquinischen Frauen, würde Heinrich Heine sagen, sind in ihrer Unsauberkeit triumphierende Kinder.

GEORGE:
Die Landschaft ist zumeist vegetationsreicher als Afrika, weiträumiger als die Schweiz.

HEINRICH:
Schweigsamer als der Orient.

GEORGE:
Mallorca hat orientalische Feierlichkeit.

HEINRICH:
Ein grünes Helvetien unter dem Himmel Kalabriens. Hier neigt sich die Palme von selbst über den Abgrund, ohne daß der Wind ihren Haarwuchs zerzaust.

GEORGE:
Mein lieber Freund, wenn du dagegen an die Sturzbäche in der Schweiz denkst, wie sie mit ihren Farbenspiel den Maler narren!

HEINRICH:
Sieh dir doch einmal diesen kümmerlichen Kaktus an, wie er sich der Augenlust darbietet.

GEORGE:
Selbst der kümmerlichste Kaktus zeichnet sich hier mit festen Konturen ab.

HEINRICH:
Hier auf Mallorca gibt sich die Natur dem Künstler in einer Art Selbstgefälligkeit hin.

George und Heinrich auf Reisen auf Mallorca

GEORGE:
Als wollte sie dich mit der Entbehrung deines Ateliers versöhnen.

HEINRICH:
Gestern hat eine Kaktushecke meine Aufmerksamkeit gefesselt, dahinter ein altes Gemäuer von dunklem Ockergelb, doch kaum hatte ich die ersten Linien meiner Zeichnung festgelegt, als vier Insulaner auf mich losstürzten, deren Mienen einen ängstigen oder eigentlich zum Lachen reizen konnten.

GEORGE:
Es ist nur natürlich, daß diese Individuen, die keine andere Zerstreuung kennen, als aufs Meer zu blicken und dabei ihr leichtes weißes Gebäck – ›pan de Mallorca‹ genannt – zu kauen, die von dir gebotene Gelegenheit nutzten, ihre Beschäftigung zu variieren.

HEINRICH:
Reisende pflegen die Glückseligkeit der Südländer im Mund zu führen, sie halten sie in ihrer sonntäglichen Ideenlosigkeit für malerische Gestalten im Sonnenlicht, doch das ist ein Irrtum,

dem ich zu Hause selbst oft verfallen war und von dem ich mich gründlich befreit habe, seit ich auf Mallorca bin.

GEORGE:
Es gibt nichts Betrüblicheres und Elenderes auf dieser Welt als solche südländischen Insulaner, die nur beten, singen und arbeiten können.

HEINRICH:
Die nicht denken können. Ihre Gebete sind dumme Formeln, ihre Arbeit ist pure Muskeltätigkeit, ihr Gesang ist trübe Melancholie.

GEORGE:
Wäre da nicht dieser Funke spanischer Eitelkeit, die den Mallorquiner von Zeit zu Zeit aus seiner Lethargie weckt und zum Tanzen treibt.

HEINRICH:
Oh schöne Hesperidenbäume! Doch der Mallorquiner ist stolzer auf die Schweine, die er neben euch züchtet.

GEORGE:
Meine Schuld ist es nicht, wenn sich in meiner Erinnerung Mallorcas duftende Blüten und goldene Äpfel mit gemeinen Schweinen vermischen. – Mißbrauch ist die oberste Macht, in Mallorca wie in ganz Spanien.

HEINRICH:
Wir haben zu Hause zum Beispiel einen enormen Konsum an Olivenöl. Spanien ist reich an Ölbäumen. Wir erhalten aber nur sehr schlechtes spanisches Olivenöl, zu einem überhöhten Preis.

GEORGE:
Dieses widerliche Öl hat einen so starken Gestank, daß auf Mallorca Häuser, Bewohner, Gefährte und sogar die Luft von ihm durchtränkt sind. Wer sich in der Landschaft verirrt, braucht nur zu schnuppern, und sobald ihm ein ranziger Geruch entgegengetragen wird, darf er sicher sein, unter dem Kaktusgestrüpp auf eine Behausung zu stoßen oder in hundert Schritt Entfernung einen Mallorquiner mit seinem Ölfaß auf sich zukommen zu sehen.

HEINRICH:
Ist nicht wahr!

GEORGE:
Das ist weder ein Scherz noch eine Übertreibung: Es ist die schlichte Wahrheit.

HEINRICH:
Aber es sind die Schweine, die diesen scheußlichen Geruch auf Mallorca verbreiten.
Wenn du dich hier einmal verirrst und dem Gestank nachspürend unter einem Kaktusgestrüpp

eine Behausung suchst, könnte dir ein schlechtgelauntes Schwein die Beine abfressen.

GEORGE:
Ist nicht wahr!

HEINRICH:
Das ist weder ein Scherz noch eine Übertreibung: Es ist die schlichte Wahrheit.
Und wenn du so zimperlich bist, einen Insulaner auf den Schweinegestank seiner Insel hinzuweisen, ist er mit der Antwort zur Stelle, daß Geld nicht stinke.

GEORGE:
Ja, du hast recht. Die Mallorquiner prügeln ihre Schweine auf so unbarmherzige Weise mit Eisenstangen und Peitschen, daß ihr Geschrei und Gebrüll die ganze Insel erschüttert.
Und wenn du dich als Reisender mitleidig über diesen Lärm beschwerst, bekommst du die Antwort, es sei dies der Klang der auf dem Zahlbrett rollenden Goldmünzen.

HEINRICH:
Die Zuchtschweine werden auf Mallorca derart gezüchtigt, daß du als Reisender mehrmals am Tag vor einer Horde von 200 wahrscheinlich soeben mißhandelten und entlaufenen Schweinen Reißaus nehmen mußt, die dich ohne weiteres dem Erdboden gleichmachen, nicht aus Böswilligkeit freilich, sondern aus stumpfsinnigen Daseinsüberdruß.

GEORGE:
Unsere Ausführlichkeit ist nicht allzu geschmacksvoll.

HEINRICH:
Der moralische Übelstand ist aber nur die Folge eines materiellen Übelstandes.
Der Reisende muß darum den Mallorquinern für alles doppelt bezahlen.
Wehe dem, der auf Mallorca die Gastlichkeit des Spaniers sucht.

GEORGE:
Ja, aus der Geschichte des Spaniers wissen wir, daß er dann, wenn er groß sein konnte, Größe bewiesen hat. Aber auch der Spanier ist Mensch, und im Privatleben, wo der Mensch eben erliegt, da erliegt auch der Spanier.

HEINRICH:
Wer von uns hat nicht ein Leid, von dem er sich ablenken will?

GEORGE:
Oder ein Joch, das er abschütteln will?

HEINRICH:
Keiner.

ZAHLREICHE INSULANER sind in Sorge wegen der möglichen globalen Erwärmung und eines stetigen Anstiegs des Meeresspiegels.

SCHWEINE MÖGEN hohe Temperaturen überhaupt nicht. Sobald die Luftwärme zwölf Grad übersteigt, zieht es die Schweine im Durchschnitt täglich zweimal in ihre Suhle.

SCHWEINE KÖNNEN gut Trüffeln aufspüren. Schweine können mit Trichinen infiziert sein.

GEORGE:
Ist ein Mensch unglücklich, so möchte er sein Glück durch Reisen vermehren.

HEINRICH:
Die Frischvermählten reisen nach Italien.

GEORGE:
Genauso wie die Müßiggänger und die Hypochonder.

HEINRICH:
Mit einem Wort, wer sich dahinsiechen fühlt, wird vom Fieber des ewigen Juden gepackt.

GEORGE:
Er wird Weltreisender.

HEINRICH:
Oder Nachrichtensprecherin.

GEORGE:
Um die politischen Ereignisse kümmern wir Künstler uns nicht, und die sozialen Ereignisse interessieren uns noch weniger.

HEINRICH:
Man hat mir aber doch erzählt, die Ergebnisse der Gesellschaftswissenschaften seien nirgends so weit gediehen wie in der Kunst.

GEORGE:
Wenn man dir jedoch nicht gesagt hat, daß alle diese Dinge uns Künstler erniedrigt und entwürdigt haben, hat man dir nicht die volle Wahrheit gesagt.

HEINRICH:
Das ist mir neu, und ich verstehe es nicht.

GEORGE:
Die Künstler, mein lieber Freund, sind die Unglücklichsten, die Empörtesten, die Gequältesten von allen, denn sie sehen den Gegenstand ihrer Verehrung täglich tiefer sinken.

HEINRICH:
Ihre Bemühungen, ihn wieder aufzurichten, sind doch nicht so machtlos, wie du denkst!

GEORGE:
Ohne Glauben ist Kunst nicht mehr möglich. Das ist der Weg.

HEINRICH:
Aber dieser Bach?

GEORGE:
Das ist der Weg.

HEINRICH:
Und das tiefe Loch?

GEORGE:
Der Weg.

HEINRICH:
Und das Dickicht etwa ebenfalls?

GEORGE:
Auch der Weg.

HEINRICH:
Na prächtig.

Von den Subjekten und den beiden kollektiven Praxen aus gesehen ist diese Argumentation natürlich nicht konsistent, eine derartige Arbeitsteilung entspricht weder den gängigen Künstlerreligionen noch dem maoistischen Gebot der radikalen Selbstkritik. Die Aufspaltung in Hand- und Kopfarbeit, in das Schmutzig-machen im politisch-sozialen Feld einerseits und in die Reinheit der als geschlossen simulierten Mimesismaschine andererseits scheint die emanzipatorischen Anteile der Produktion zu untergraben.

Solche Argumentation verweilt jedoch auf der Subjektebene. Um den Gedankengang des Service-Service, der ausgelagerten Reflexionsdienstleistung für die Organisationsdienstleistung produktiv zu machen, muss er schon auf der Metaebene des Kunstfelds gedacht werden: Wenn eine Kunstpraxis aufgrund ihrer Methode der Instrumentalisierung und der politischen Effektivierung von (auch) neoliberalen Methoden notwendigerweise Kritizismen ausgesetzt ist, darf ein anderer Systemteil diese Flanke schützen. Oder wenigstens die impliziten Mankos auszugleichen versuchen. Der von WochenKlausur in die Welt invertierte künstlerische Elfenbeinturm[11] wird von Deutsch-bauer/Spring also wieder nach außen gestülpt, und in was für ein Außen!
Während WochenKlausur in der Tradition der Prozeßkunst Wert darauf legen, keine Objekte zurückzulassen und damit oberflächlich gesehen wenig kunstmarktrelevant[12] sind, versetzen Deutsch-bauer/Spring ihre Nachahmung mitten in die zentrale Institution des Kunstmarkts, die kommerzielle Galerie. Die schlägt natürlich gerne zu. Wo sie das ›Original‹ nicht einzuverleiben in der Lage ist, wird der ins Werk gesetzte Kommentar eingekauft. Fragt sich nur, ob das auch nur einigermaßen widerspruchsfrei gelingt; ob die Kunden nicht doch auf das ›Original‹ bestehen oder, da sie es nicht bekommen können, die mimetische Dienstleistung als willkommene Fundamentalkritik am – unerreichbaren – ›Original‹ missverstehen? Also doch wieder als Antithese statt als erneuernde Wiederholung? Mit dem unverständigen Siegesgeschrei der ›Formalisten‹ über die ›Inhaltisten‹ statt mit dem Jubel derer, die die komplementäre Qualität der Differenz in der Wiederholung erkennen?

Aber: ›Die Wiederholung ist in jeder Hinsicht Überschreitung.‹[13] Deleuze absichtlich missverstehend, verstehe ich hier Überschreitung als eine Regelverletzung, und die passiert in gewisser Weise auch Julius Deutschbauer und Gerhard Spring: Was Projektkunst im allgemeinen, WochenKlausur im besonderen jenseits veränderter Produktionsapparate nämlich dann doch an – von den Mimetikern aufgesaugtem – Material hinterlassen, sind Texte, da und dort Videos, oder vielleicht auch mal ein Bild. Aber diese Quellen sind ähnlich Sekundärmaterial wie die Autobiographie eines Malers; die mimetische Praxis von Deutschbauer/Spring beschränkt sich also bei der Wiederaufnahme derartiger Dokumentationsfragmente im wesentlichen auf eine Verarbeitung von Outputs zweiten Grades. Während das sprachliche Material im Falle des Morak-Projekts wie auch in der ›Sprache der Behinderung‹ noch als primäres Material zu verstehen ist, steht der Diskurs über und zu WochenKlausur, selbst ihre Selbstdarstellung, wie oben vorausgesetzt, nicht im Einklang, viel eher im Gegensatz zur Strategie ihrer Interventionen. Die konsistente Fassung einer nachahmenden Wiederholung, die als selektives Sein des Werdens[14] eine Differenz zu WochenKlausur setzt, sollte nicht bloß deren im Kunstfeld oder woauchimmer zurückgelassenes Material ironisch verarbeiten, sondern gerade die erfolgreiche Praxis der Formveränderung in die Mimesismaschine einspeisen. Ansonsten läuft die Wiederholung, ähnlich wie die AktivistInnen von WochenKlausur, Gefahr, vor lauter Inhaltismus die Vorzüge des jeweiligen Modells im formalen Bereich zu vernachlässigen.

Was beide Projektansätze, den Interventionismus und das Reflexionsservice jedenfalls im positiven und zugleich paradox annähert, ist die Vermeidung des Hauptproblems partizipatorischer Kunstprojekte, nämlich des prekären Umgangs mit der jeweiligen Zielgruppe[15]: Während Wochen-Klausur im wesentlichen nur Vorschläge zu Formveränderungen unterbreiten, nicht Systeme der Repräsentation und Identität produzieren oder unterstützen, ihre Zielgruppe also nicht in eine stillgelegte Identität zwingen oder patriarchalisch Inhalte über sie stülpen, liegt im Fall der pseudo-partizipatorischen Servicekunst von Deutschbauer/Spring überhaupt keine Zielgruppe mehr vor, es sei denn die Zielgruppe der RezipientInnen ihrer Ausstellung. Und wer wollte die auch schon verändern?

---

1 Was keinesfalls mit einer halbwegs abgesicherten Stellung im marginalen Kunstfeld Öster-reichs verwechselt werden sollte: Vor allem, was die Frage der Subsistenz der beteiligten Künstler-Innen betrifft, wirkt das implizite Ziel jeder Prozeßkunst hier wie auch anderswo kontraproduktiv: der Verzicht auf Objekte, sowie die prekär werdenden Verhältnisse staatlicher Finanzierung erschweren die Existenzabsicherung der beteiligten KünstlerInnen.

2 vgl. Walter Benjamin, Der Autor als Produzent, in: ders.: Gesammelte Schriften, II 2, FfM: Suhrkamp 1991, S.683-701, sowie Gerald Raunig, Großeltern der Interventionskunst, oder Inter-vention in die Form. Rewriting Walter Benjamin's ›Der Autor als Produzent‹, in: Context XXI, 3/2001, S.4-6

3 vgl. Pascale Jeannée, Katharina Lenz, WochenKlausur. Kunst und konkrete Intervention, in: Gerald Raunig (Hg.), Kunsteingriffe. Möglichkeiten politischer Kulturarbeit, IG Kultur Österreich, Wien 1998, S.168-181; Wolfgang Zinggl (Hg.), WochenKlausur. Gesellschaftspolitischer Akti-vismus in der Kunst, Wien: Springer 2001

4 In diesem Zusammenhang geht es WochenKlausur weniger um Grenzüberschreitungen ins politische oder soziale Feld als um die planmäßige kunstfeldimmanente Veränderung des Kunst-begriffs. Vgl. Wolfgang Zinggl, Chancen eines veränderten Kunstbegriffs, in: Kulturrisse jul. 97, S.8f., sowie Gerald Raunig, Charon. Eine Ästhetik der Grenzüberschreitung, Wien: Passagen 1999, vor allem S.103-106

5 das Schema für die diesbezügliche Kritik lieferten Alice Creischer/Andreas Siekmann, Reform-modelle, in: springer III 2, S.17-23

6 vgl. auch Gerald Raunig, ›Künstler in die Kolchosen!‹ WochenKlausur als Update eines sowjetischen Experiments der späten 20er Jahre, in: Kulturrisse aug. 99, S.10f.

7 frei nach der etwas pathetisch geratenen Devise Deleuze': ›Aus der Wiederholung selbst etwas Neues machen; sie an eine Prüfung, an eine Selektion, an eine selektive Prüfung knüpfen; und sie als höchsten Gegenstand des Willens und der Freiheit darstellen‹, vgl. Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.20f.

8 vgl. Julius Deutschbauer/Gerhard Spring, Morak u.v.a., Wien: Selene 2001

9 hier vor allem Ganahls Ausstellung ›Sprache der Emigration‹, die etwas naiv mit der eigenen Betroffenheit und vor allem der der interviewten ›Betroffenen‹, jüdischen EmigrantInnen verfährt.

10 vgl. Julius Deutschbauer/Gerhard Spring, Die Sprache der Behinderung, Paris: Onestar Press 2001

11 Ein Bild, das ich Hito Steyerl verdanke und die wiederum Kafka; vgl. Gerald Raunig, Charon. Eine Ästhetik der Grenzüberschreitung, Wien: Passagen 1999, S.14: ›Der Name WochenKlausur spielt zwar noch mit einer essentiellen Ingredienz der Genieästhetik, der hermetischen Selbstabgrenzung, die Praxis des KünstlerInnenkollektivs erweist sich jedoch genau konträr: In der konzentrierten Situation des zeitlich und inhaltlich beschränkten Projekts wird das Klischee des autonomen Künstlers und seiner Klause aufgehoben: Es entsteht ein invertierter Elfenbeinturm, ein Raum, der sich in die Welt tief hineinbohrt, in die Widersprüchlichkeiten, Verästelungen und Verstrickungen von kleinen ›Einheiten‹, die an unendlich viele unterirdische Stränge und Systeme angeschlossen sind.‹

12 Ihr Kapital im Kunstfeld beschränkt sich weitgehend auf das symbolische.

13 Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.17

14 vgl. Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.370

15 vgl. Stella Rollig, Das wahre Leben, in: Marius Babias/Achim Könneke, Die Kunst des Öffentlichen, Dresden: Verlag der Kunst 1998, S.12-27; Christian Kravagna, Arbeit an der Gemeinschaft, in: Marius Babias/Achim Könneke, Die Kunst des Öffentlichen, Dresden: Verlag der Kunst 1998, S.28-47; Gerald Raunig, *Spacing the Lines*. Konflikt statt Harmonie. Differenz statt Identität. Struktur statt Hilfe, in: Eva Sturm/Stella Rollig (Hg.), Dürfen die das? Kunst als sozialer Raum, Wien: Turia+Kant 2001